

Die geistige Kultur der Sensenschmiede in Oberösterreich

Von Franz Lipp

Wirtschaftsgeschichte als Kulturgeschichte zu sehen, ist im 20. Jahrhundert in einem befriedigenden Sinne nicht mehr möglich. Dort, wo sich heute wirtschaftlicher Reichtum ausbreitet, sieht man meist an Stelle von eigenständiger, echter Gesittung die zweifelhaften Formen einer Scheinkultur, sieht man Kitsch und Talmi wuchern. Der industrielle Reichtum der Gegenwart paart sich in der Regel nicht mit wahrer Bildung und hoher Lebensform, ja es hat den Anschein, als ob Wirtschaft, Industrie und Technik in einem Gegensatz zur Kultur stehen müssten. Umso höher ist die Tatsache zu veranschlagen, dass gerade die wirtschaftlich begünstigten Gesellschaftskreise jener Vergangenheit, die man mit dem Jahre 1848 endigen lässt, Träger einer hohen sozialen, materiellen und geistigen Kultur gewesen sind. Man könnte nachgerade eine Kulturgeschichte Oberösterreichs zusammensetzen aus der Darstellung der Überlieferungen der alten gewachsenen Stände, des Adels, der Klöster, der Städte, nicht zuletzt aber der tragenden Wirtschaftszweige, von denen jedes Viertel Oberösterreichs einen kennzeichnenden Spross ausgebildet hat: im Mühlviertel die Leinenhändler, im Innviertel die großen Brauer, im Salzkammergut die Salzfertiger und schließlich im Landl um Micheldorf und Kirchdorf die Sensenschmiede. Die Bedeutung der Sensenschmiede für die österreichische Gesamtwirtschaft und damit, in dem eingangs erwähnten Sinne, für die österreichische Gesamtkultur, geht aus der geographischen Lage der Sitze dieser Sensenschmiede hervor, die sich über die ganze Eisenwurzen erstrecken. Der Grenzraum zwischen Oberösterreich, Niederösterreich und Steiermark ist nämlich zugleich der Kernraum Österreichs, ist in einem hervorragenden Sinne typisch österreichisch. Die wirtschaftliche Bedeutung lässt sich am besten aus der Tatsache ermessen, dass zeitweise im 17., 18. und auch noch im 19. Jahrhundert die Sensen zur wichtigsten Ausfuhrware der Donau-Monarchie gehörten. Dementsprechend zählten die Sensenschmiede auch zu den besten Steuerzahlern und „Kammergutsförderern“ des Staates.

Seine Ausbildung verdankt der Stand der oberösterreichischen Sensenschmiede der Verlagerung der eisenverarbeitenden Gewerbe aus dem Bereich des Holz- und Holzkohleschwendenden Erzberges in die waldreichen Gebiete jenseits des Pyhrn, in das oberösterreichische Krems- und Steyrtal, ja sogar weiter hinauf in das am Weg nach Böhmen liegende Mühlviertel. Dort, in Freistadt, wird um 1500 die älteste Zunft österreichischer Sensenschmiede erwähnt, bald folgen Kirchdorf-Micheldorf, das sich mit zeitweise 62 Hämmern zum Vorort der größten Innung entwickelt und ebenfalls noch im 16. Jahrhundert Waidhofen an der Ybbs, Kindberg und Judenburg als jeweiliger Sitz einer Sensenschmiedzunft.

Wechselvoll ist die Geschichte der Sensenschmiede, deren Handel sich über das ganze damals erschlossene Europa erstreckte. Die Perioden ihres Wohlstandes waren abhängig von der Handelsfreiheit, die des zeitweisen Niederganges von den Handelsbeschränkungen. Nach und nach gingen erst der Westen, Deutschland und Frankreich, dann Italien dem Sensenhandel verloren. Immer mehr verlagert sich das Absatzgebiet nach dem Osten und Südosten, bis schließlich auch dieses nach dem zweiten Weltkrieg seinen Umkreis verringert. Große Beschränkungen wurden der Erzeugung auch durch den Mangel an Rauheisen auferlegt, das der Eisenobmann in Steyr zu verteilen hatte.

Immerhin festigte sich das Gewerbe der Sensenschmiede schon so frühzeitig, dass auf all den „Werkstätten“, wie die Hämmer hießen, sich Geschlechter begründen konnten, die durch vier Jahrhunderte dauerten und in ihrer Geschlossenheit und Formung, ihrem Ansehen und ihrem Reichtum insgesamt den Ehrentitel eines „schwarzen Adels“ oder der „schwarzen Grafen“ erhielten. Noch heute haben die Namen Holzinger, Fellingner und Moser, Grünauer und Hierzenberger, Blumauer und Rettenbacher, Pießlinger, Weinmeister und Schröckenfux, Zeitlinger und Steinhuber einen besonderen Klang in der Sippengeschichte unseres Landes Oberösterreich.

Der Begriff „sensenschmiedische Kultur“ ist keine Übertreibung. Schon rein äußerlich unterschieden sich die Sensenschmiede durch eine besondere Kultur des Wohnens und durch die Standeszeichen ihrer gepflegten Tracht. Aber alle diese Erscheinungsformen des materiellen Lebens, die eine eigene Darstellung verdienen, blieben nur Merkwürdigkeiten, wenn ihnen nicht auf der anderen Seite eine geistige Kultur entsprechen würde. Für den geistigen Standort der Sensenschmiede insgesamt sind in gleicher Weise jene Einflüsse der näheren Umwelt von Bauerntum, Schloss und Kloster maßgebend, wie für die materielle Kultur. Dazu kommt die immer sichtbarer werdende Weltaufgeschlossenheit durch Handelsbeziehungen und

eigene Welterfahrung, wie sie auf den vielen Reisen gewonnen wurde. Bestimmend blieb immer die bäuerliche, echt oberösterreichische Grundhaltung, die in der Reformationszeit und in den Bauernkriegen ihren eigenartigen Klang am besten bewies. Das oberösterreichische Bauernwort „la di nit he“ kennzeichnet jene stolze Haltung, der eine Preisgabe der inneren Persönlichkeit fremd ist. Mit einer solchen Souveränität, die sich des eigenen Wertes vollkommen bewusst ist, misst und wägt der Sensenschmied die Realitäten der Welt, die er eher an sich herankommen lässt, als dass er sie aufsucht.

Bestimmend für sein Tun und Lassen ist aber auch jenes übergeordnete Gemeinschaftswesen, als dessen Glied er sich weiß, die Zunft. Für uns Heutige ist es schwer nachfühlbar, wie groß der Einfluss des Zunftwesens auf jeden einzelnen, von seinem Freispruch, der sogenannten „Müssigsagung“ bis zu seinem Ableben gewesen sein mag. Die Eisenausstellung des Landesmuseums beherbergte ein kostbares Ding, bei weitem das an historischen und kulturgeschichtlichen Bezügen wertvollste Objekt sensenschmiedischer Überlieferung: die Zunftlade der Kirchdorf-Micheldorf Innung. Wahrhaftig, sie wurde wie eine Bundeslade geehrt und wertgehalten! „Vor offener Lad“ zusammentreten galt beinahe so viel wie vor einem Altar. Diese Lade enthielt die privilegierte „Sensenschmiedhandwerksordnung“ von 1604, die das Gewohnheitsrecht der Innung seit „unerdenklichen Jahren“ darstellt. „Unerdenklich“ heißt hier so viel wie seit etwa 1520, von welchem Zeitpunkt ab die Kirchdorfer Sensenerzeugung größere Bedeutung erlangt. Die wesentlichen Bestimmungen, die in diesem Zusammenhang interessieren, sind der Jahrtag, als welcher 1604 noch der Tag des „Eisenherrn“, des Hl. Leonhard, gilt — er wurde in der Folge vom Jakobitag, dem 25. Juli verdrängt, — ferner die Stellung der Gewerkin, die „unverhindert Männischer“, also als Wittib, den Betrieb weiterführen konnte und sollte, die Bestimmung über die Erlangung der Meisterwürde, die Bräuche bei der Ausnahme der „Jungen“ und die sozialen Vorkehrungen. Aus diesen erwähnten Vorkehrungen lassen sich Rückschlüsse auf den Geist ziehen, der gerade das Sensenschmiedhandwerk beherrschte.

Während die Zunft die gegenseitigen Beziehungen der einzelnen Gewerken und der Meister und Knechte zueinander abstimmt, ordnet im Haus die Hausfrau das gesamte Leben und Treiben. Im Haus war ihr Wille, Sinn, Herz und Gemüt der Schrein und die Bundeslade, in der die ungeschriebenen Gesetze und Sitten bewahrt und bereitlagen, bereit, überall einzugreifen, zu ordnen und zu helfen. Man bedenke den großen Hausstand, der zu übersehen war, Familie, Schmiede, Meister, Knechte und Arbeiter, dazu der ganze Mägdetross, alles in allem an die 60 Menschen waren zu versorgen und zufriedenzustellen. Nicht acht, achtzehn Stunden dauerte der Arbeitstag einer Gewerkin, die von einem Kindbett ins andere kam und oft genug als Witwe noch den ganzen Betrieb zu führen hatte. Die Sensenschmiedgeschichten erzählen Bände von dem Leben dieser tapferen Frauen, so unscheinbar es nach außen gewesen sein mag. Die steirische Hammerfrau Maria Elisabeth Stampferin, geborene Dellatorrin, aus dem 17. Jahrhundert, Maria Elisabeth Moser, geborene Eysn, Sensengewerkin am grünen Anger, die im 18. Jahrhundert waltete, die Katharina geborene Fehberger, Frau Christof I. Weinmeister von der Wasserleith und Johanna Forcher, geborene Hillebrand, beide im 19. Jahrhundert wirkend, sind nur Beispiele fraulicher Tüchtigkeit, die in die Literatur eingegangen sind. Am Leben dieser Frauen mögen die Tugenden abgelesen werden, die allen eigneten, als da sind: ein klarer, wägender Verstand, Umsicht und Tatkraft, nimmermüder Fleiß und außerordentliche Sparsamkeit, Eigenschaften, denen notwendig auch negative Seiten entsprechen müssen. Ihnen steht aber ergänzend gegenüber jene wort- und phrasenlose, werktätige Liebe, die etwa die Stampserin zum Engel der Pestzeit in Vordernberg werden lässt, oder die Wasserleitherin als wahre Mutter ihrer Anvertrauten zeichnet. Wenn wahre, echt deutsche Hauskultur, deren Sinnbild Linnenschrein und Schlüsselbund seit jeher war, das Wesen jedes Hammerhauses ausmachte, so ist dies einzig und allein Verdienst der Gewerkinnen. Denn auch das andere, das Herzhafte, das Gemüt, die Wärme, fehlte nicht, nur wurde davon nicht gesprochen. Aber trotzdem war dieses vielleicht manchmal Unterdrückte und Uneingestandene da und es wird versinnbildet durch jene Blume, mit der die tapferen Hände dieser Frauen im Bildnis verewigt sind.

Über die sensenschmiedische Küchenkultur wurde schon genugsam berichtet und geschrieben. Sie erschöpft sich gewiss nicht im Speizzettel allein. Vergessen wir nicht, dass die sensenschmiedischen Jahrhunderte noch den offenen Küchenherd hatten, dass riesige geschmiedete Pfannen notwendig waren, deren Handhabung Amazonenkraft erforderte, um z. B. für die Schmiede und Knechte das Frühstücksmus zu bereiten. Dass die Schmiede entsprechend ihrem Beruf so oder so zu den stärksten Essern zählten, ist nicht absonderlich. Diese „Essmeister“ waren wahre Essmeister und die Knechte und Buben standen ihnen keineswegs nach. Tatsächlich richtet sich das sensenschmiedische Jahrtausendbrauchtum nicht zuletzt nach den besonderen Speisen und Mählern, die jeweils verabreicht werden mussten, denn nach der Hausordnung stand die Speisenfolge jedem zu. Da gab es etwa am Vorabend vom Hl. Dreikönigstag in der „foasten Rauhacht“ die „Berchtmilch“, ein Brauch, der auch sonst gerade im Kirchdorfer Bezirk bekannt ist, zu Ostern

kam eine Schüssel Weichfleisch auf den Tisch und jedermann bekam seine fünf roten Eier, an den sonstigen Feiertagen gab es noch Butterkrapfen oder Germkrapfen, ohne die auch heute noch kein bäuerliches Fest verlaufen kann.

Viel zu wenig Sicheres ist aber über das bei den Sensenschmiedfamilien geübte Jahrlaubsbrauchtum bekannt. Durch einen glücklichen Zufall ist dank der Sammelfreude von Fräulein J. Nieder in Spital am Pyhrn ein sehr alter Christbaumschmuck erhalten geblieben. Dadurch wissen wir, dass der Christbaum schon ziemlich früh, vermutlich schon in den Dreißigerjahren des vorigen Jahrhunderts in die Sensenschmiedhäuser Eingang gefunden hat. Durch das seltene Kinderspielzeug eines Almatriebes, das aus dem Helmlwerk von Dirnbach stammt, werden wir erneut darauf aufmerksam, wie sehr die sensenschmiedische Kultur mit dem Bauerntum verbunden geblieben ist. Ein anderer Brauchtumskreis ist der von Geburt, Hochzeit und Tod. Es seien da nur einige Sitten herausgegriffen, die heute noch gleichsam gegenständlich fassbar sind. Da gibt es noch die Krösenbüchsen, die Weisatschüsseln und die Tauftaler, da werden noch die kostbaren Taufkleidchen, von eigener Hand mühselig gehäkelt, in den Familien aufbewahrt. Wir kennen ferner die Zurüstungen für Taufmahl, Hochzeitsmahl und Totenzehrung. Vieles, was an schönen sensenschmiedischen Trachten vorhanden ist, muss wohl als Brauttracht gewertet werden. Durch den Gebrauch der Totenkrone erhalten wir einen Einblick in das große Zeremoniell eines sensenschmiedischen Begräbnisses in der alten Zeit.

Immer enger zieht sich so der Kreis um die Persönlichkeit der Sensenschmiede selbst. Alles, was wir bisher betrachtet haben, ist ja nur Ausdruck und Ausstrahlung der Männer und Frauen, um die herum sich das Leben ordnet. Und fürwahr eine „Mitte“ waren diese Menschen. Der oft gebrauchte und daher etwas abgenützte Ausdruck „patriarchalisch“ kennzeichnet am besten das Verhältnis des Herrn im Hause. Manche Sitten, wie der obligate Handkuss der Ehalten (Dienstboten) nach dem Jahrmahl waren zeitbedingt. Aber auf der anderen Seite war zweifellos etwas vorhanden, was man heute als Betriebsgenossenschaft bezeichnen würde. Die Hierarchie, die eingehalten wurde, war eine solche der Leistung und der Brauchbarkeit, und genauso wie vor der Zunft nur der Mann, seine Tüchtigkeit und sein Können, nicht sein Geldsack galt, so wurden auch die Knechte und Dienstboten gehalten. Nur so ist die eigenartige Erscheinung einer Arbeitergenerationenfolge zu erklären, die ihren Stolz ebenso in der ererbten Knechtschaft erblickte wie die Meister in ihrer Meisterschaft. Leider gibt es über das Leben und die Mentalität des Sensenschmiedknechtes, ja überhaupt des Arbeiters noch keine ähnliche Untersuchung, wie sie bereits etwa für den Bauernknecht vorliegt. Die Soziologie, aber auch die Volkspsychologie könnten hier nicht unwesentliche Aufschlüsse erfahren.

So wie der Sensenschmiedmeister selbst jede Arbeit kannte, schaffte und daher auch anschaffen durfte, regelte er als ein echter Patriarch die Familienverhältnisse. Der Begriff Familie und Sippe hatte bei den Sensenschmiedmeistern einen besonderen Klang und eine schwerwiegende Bedeutung. Neben dem Begriff Familie steht aber gleich der andere: Ehrfurcht, Pietät. Ehrfurcht, das heißt in der Sensenschmiedsprache „Pflicht und Schuldigkeit“, wurde den Verstorbenen, den Vorfahren erwiesen und Pflicht und Schuldigkeit erwiesen die Kinder ihren noch lebenden Eltern. Dieses an sich Selbstverständliche bekommt aber gerade bei den Sensenschmieden eine eigene Note. Mit Ergriffenheit erinnere ich mich eines alten Sensenschmiedes, der bei jeder Erwähnung seiner Vorfahren den Hut zog und diese Erwähnung geschah nie anders als „mein Urgroßvater selig“ oder meine „Großmuhme selig“. Dieses „selig“ ist demnach keine bloße Floskel, sondern frommer Wunsch und echte Pietät. Der Herr Vater und die Frau Mutter hielten sich aber auch selber hoch, wenn sie in Gegenwart anderer als „mein schätzbarer Hausherr“ (oder „Hausfrau“) voneinander sprachen.

Die Verbundenheit mit den Ahnen, erklärlich durch die häufige Ahnengleichheit von Mann und Frau, drückt sich auch aus in der Schätzung der Ahnenbildnisse. Seit dem 17. Jahrhundert sind uns in beinahe lückenloser Folge die Abkömmlinge sensenschmiedischer Familien dem Bild nach bekannt. In künstlerischer Hinsicht entsprechen die Bildnisse vollkommen den Objekten. Handwerklicher Geist, Handwerkskunst im besten Sinne sind die oft namenlosen Porträts, denen eine große menschliche Überzeugungskraft eignet. Der Leibmaler der Sensenschmiede des 18. Jahrhunderts dürfte der Steyrer Bürger Morzer gewesen sein, der auch einige signierte Porträts hinterlassen hat. Daneben wirken ein Peter Wagner, der als Bildnismaler im Salzburgerischen hervortritt, ferner ein Leitner, der wohl mit dem Tiroler Maler Leitner identisch sein dürfte. Um 1822 herum bekommt der bedeutende Schlesier Jackisch eine Reihe von Aufträgen von Sensenschmiedfamilien. Unter anderen malt er die Holzinger in Micheldorf und die Hierzenberger in Leonstein. Der bedeutendste Sensenschmiedmaler wird jedoch Franz Xaver Bobleter, der am 6. August 1800 zu Feldkirch in Vorarlberg als Ältester von zwölf Kindern geboren wurde. Nach Studien an der Akademie in Wien

unter Rhomberg und Zitterer, nimmt Bobleter neunzehn Jahre lang, bis 1846 Aufenthalt in Linz, von wo aus er besonders unter den Sensenschmieden seinen zahlreichen Aufträgen nachkommt. In die Kunstgeschichte ist er eingegangen als Kirchenmaler. Die Museen von Linz, Innsbruck und Bregenz beherbergen Werke dieses zweifellos noch zu wenig bekannten und gewürdigten Zeitgenossen Waldmüllers.

Aus derselben Wurzel wie die Verbundenheit mit dem Blut, den Ahnen und den Kindern, erwächst die Verbundenheit mit dem Handwerk, dem Boden und der belebten Natur. Es ist eine Verbundenheit, die in der Volkskunde als Urverbundenheit bezeichnet und die aus denselben Quellen gespeist wird wie jede religiöse. Beinahe magisch ist die Verbundenheit mit dem Werkstoff Eisen. Der handwerkliche Ehrgeiz war außerordentlich groß und wurde nur durch den Konkurrenzschutz der Zunft gezügelt. Der Ausdruck „Sensen wie Zuckerbäckerware“ kennzeichnet vielleicht am besten das handwerkliche Ideal. Der bekannte und berühmte Markenstreit, der die Annalen der Zunftgeschichte füllt, hat neben seiner primären Notwendigkeit noch einen tieferen Sinn. Dem Meisterzeichen liegt vielfach uralte Überlieferung zugrunde. Schon das älteste Zeichen, das Trudenkreuz (seit 1595), ist von magischer Bedeutung. Ebenso liegen die Verhältnisse bei Sonne und Mond, die als alte Schwertfegerzeichen auch im Orient im Gebrauch waren. Der „Wilde Mann“, den der gewalttätige Leonhart Rotfux von Scharnstein seit 1612 in die „Hamme“ schlug, ist eine mythologische Figur der süddeutschen Stämme. Im „Gradnelch“ lebt vielleicht der Reformationstrotz fort, die „Weintraube“ ist das Symbol ursprünglicher Weinbauern, der „Gamskopf“ Wunsch und Leitbild der kühnen Hochgebirgsjäger, „Fisch“ und „Krebs“ sind wundertätige Monatszeichen, „Kleeblatt“ und „Schlüssel“ sind Glücks- und Fruchtbarkeitssymbole usw. Die Hochhaltung und Schätzung des „Zeichens“ ist ein Teil der Ehre der Sensenschmiede und beinhaltet Glück, Heil und Wohlstand. Die Verbundenheit mit dem Boden wird am besten dadurch bewiesen, dass der Sengstschmied allzeit auch Bauer war und Bauer blieb. 350 Jahre lang werkten die Steinhuber auf ihrer Steinhub und wenn in anderen Fällen ein neuer Name auf einem alten Werk auftaucht, so ist es meist ein Name, der auf dem Werk schon einmal gewesen ist. Diese Verbundenheit mit dem nächsten, dem Werk, dem Hof, erweitert sich zur Heimatverbundenheit und Heimmattreue an sich. Immer — mit den ganz geringen Ausnahmen landfahrender Naturen — sind die Sensenschmiede ein Muster patriotischen Fühlens und Verhaltens. Liberal und konservativ, Heimat und Volk zum Recht kommen lassend, schwanken niemals sie, sondern schwankt höchstens ihre Umwelt in der Wertung oder Überwertung des einen oder des anderen.

Großartig sind die Beispiele für die Verbundenheit der Sensenschmiede mit der belebten Natur. Es ist da auf die Gärten, Bäume und Blumen hinzuweisen, deren Pflege, Wartung und Achtung in allen Sengstschmiedfamilien ungeschriebenes Gebot war. Da ist etwa jene Sensenschmiedin zu erwähnen, die bei Lebzeiten ihren ganzen Besitz den Kindern überlässt, sich selbst aber Alm und Wälder vorbehält, oder jene andere, die sich zu ihrem Lebensende auf die Gradnalm zurückzieht, überhaupt diese Gradnalm! Wie wurde diese „große und schöne Umsicht“ wertgehalten und geschätzt. Von vielen Dutzenden ihrer für die damalige Zeit sehr erstaunlichen Bergpartien und Wanderungen hinterlässt die Helmltochter Josefa Zeitlinger künstlerisch gestaltete Herbarienandenken. Und was erst bedeutet das Tier den Schmieden! Die Vorliebe für das Pferd teilen sie mit ihren baiwarischen Stammesgenossen, dasselbe gilt auch für die Hunde. Schon im 18. Jahrhundert beginnt die Darstellung der Leibhunde auf den Porträts, die im 19. Jahrhundert besonders bei der Zeitlinger-Verwandtschaft allgemein wird. Wie rührend ist doch das Porträt des alten Carl Steinhuber mit seinem Hund, der auf dem Halsband die Anfangsbuchstaben seines Herrn trägt. Und sind es nicht Hunde, denen sich die besondere Liebe zuwendet, so sind es Katzen oder Vögel oder alles zusammen. Von einer Sengstschmiedfamilie geht die mündliche Überlieferung, ein förmliches Katzenhaus gehalten zu haben. Stubenvögel und ein prächtiger Hühnerhof mit Enten, Gänsen und Pfauen gehörten zu jedem Werk. Sogar die stummen Bewohner der Tiefe schloss diese Liebe mit ein, so findet man heute noch im Hierzenbergerwerk in Spital am Pyhrn erlesene beschickte Aquarien in der ehemaligen Wohnstube. Als Jäger waren die Sensenschmiede auch Heger. Einige Sensenschmiede unterhielten sogar einen Hirschgarten und von Josef Weinmeister, Meister in Prietal, wird glaubhaft überliefert, dass er mit einem prächtigen Hirschgespann ausgefahren sei. So wusste jener russische Sensenhändler sehr wohl, eine wie große Freude er seinem Geschäftsfreund Kaspar Zeitlinger bereitete, als er ihm zwei lebende Bären zum Geschenk machte. Auch heute ist die Naturverbundenheit und Tierliebe in den Sensenschmiedfamilien noch durchaus lebendig. Diese Naturverbundenheit der Sensenschmiede ist jedoch keine sentimental übersteigerte, sondern eine natürliche und unreflektierte. So sehen wir auch im Leben und Sein der Sensenschmiede die bleibenden Züge und Charaktereigenschaften gegenüber den seelischen Spannungen und Wechselwirkungen über-

wiegen. Dass dieses Beharren keine Trägheit bedeutet, dafür bürgen unzählige Zeugnisse. Die geistige Regsamkeit hält sich jedoch in den Grenzen des Handwerks und richtet sich lieber auf die Dinge der Technik und der Außenwelt, die man nicht nur vom Hörensagen kennt.

Es war nicht im Sinne und Interesse des Handwerks gelegen, eine Zuchtanstalt für geistige Qualitäten zu sein, vom Instinkt her kannte man den Geist nicht nur als Widersacher der Seele, sondern auch der Tugenden schlichten ehrlichen und in sich selber ruhenden, sich selbst genügsamen Handwerks. Trotzdem entstiegen dem sensenschmiedischen Blut immer wieder auch ausgesprochene geistige Menschen, wenn sie sich außerhalb des Handwerks entfalten konnten. Auch mit Bezug auf das künstlerische Gestalten und Bilden gilt das Gesagte. Immer war es gern gelitten und gesehen, wenn es im bürgerlichen Rahmen blieb und nicht extravagante Auswüchse zeitigte. Wir wissen, dass gern und viel musiziert wurde, so waren die Prietaler Kinder des Josef Weinmeister berühmt durch ihr Gitarre-, Harfen- und Orgelspiel. Cembalo und Klavier waren selbstverständliche Requisiten der Gewerkehäuser, in denen es oft eigene Musikzimmer gab. Im Blut lag auch gleichsam die Vorliebe für den Sport. Reiten, Fahren, Schießen, Jagen und in neuerer Zeit auch Turnen und Schiläufen wurden mit Lust gepflegt.

So runden sich allmählich die Züge der Persönlichkeitskultur unserer Sensenschmiede. Aber was gäbe es da nicht alles noch zu berichten, um auch nur die rohen Umrisse dieses Denkmals, das sich die Sensenschmiede selbst errichtet haben, erkennen zu lassen. Bleibt das Letzte und das Beste: die Kultur des Herzens. Statt vieler Umschreibungen seien unter das Denkmal die Worte gesetzt, die man einem der letzten großen Sensenschmiede, Gottlieb Weinmeister III, gestorben 1873, ins Grab nachgerufen hat: „Er speiste durch viele Jahre täglich eine große Anzahl Pfarrarme und verabreichte jeden Tag 15 — 20 Schulkindern das Mittag- und häufig das Abendessen- seinen Arbeitern, von denen er geliebt und verehrt wurde, war er ein gütiger Dienstherr und sorgte nach besten Kräften für ihr leibliches und geistiges Fortkommen, überall wo ein Unglück sich einstellte, wo Hilfe notwendig war, war er der erste zur Hand und übte Wohltaten. Bei ihm bewährte sich Goethes Spruch: ‚Um Gutes zu tun, brauchts keiner Überlegung‘ in glänzender Weise. Er war ein treuer, loyaler Staatsbürger, ein guter Gatte, ein zärtlicher Vater und genoss weit und breit den Ruf eines Ehrenmannes in des Wortes vollster Bedeutung.“

Das, was hier an Gottlieb Weinmeister gerichtet war, gilt für viele, gilt für die meisten Sensenschmiede. Mehr über ihre Haltung zu sagen wäre zu viel.

Damit ist aber auch eigentlich schon die Frage nach der Bedeutung der Kultur der Sensenschmiede beantwortet. In der Vergangenheit war sie der geschlossenste Lebenskreis bürgerlichen Standes in Ober-, und Innerösterreich. Nicht was an Spitzenleistungen hervorgebracht wurde, nicht was man davon in Ausstellungen zeigen kann, ist bemerkenswert, sondern die breite, grundlegende Wirkung für den Aufbau der gesamten österreichischen Volkskultur. Und diese Wirkung hält an in der Gegenwart und dauert fort bis in die Zukunft. Aus den Privilegien und Vorrechten von einst, aus den Einschränkungen von gestern ward heute die Erkenntnis des Wertvollen und wird morgen — so wie die alten Erbstämme ausgegangen sind im Volksganzen —, das ist unser Hoffen und unsere Erwartung, eine geläuterte Volkskultur, die das sensenschmiedische Erbe miteinbegreift.